

Vergangene Gegenwart (1945-1990)

Bezug zum Schülerbuch	ergänzender Text zum Modul „Wirklichkeits- erfahrungen und Lebensgefühle Jugendlicher“
Kurzbeschreibung des Textes	Hertha Müller erklärt in ihrer Nobelpreisrede, wie sie zum Schreiben gekommen ist; dabei blickt sie auf prägende Erlebnisse aus ihrer Kindheit und dem jungen Erwachsenenalter zurück.
Textsorte	Rede
Epoche	Zeitgenössische Literatur nach 1990

Herta Müller: Jedes Wort weiß etwas vom Teufelskreis (2009)

HAST DU EIN TASCHENTUCH, fragte die Mutter jeden Morgen am Haustor, bevor ich auf die Straße ging. Ich hatte keines. Und weil ich keines hatte, ging ich noch mal ins Zimmer zurück und nahm mir ein Taschentuch. Ich hatte jeden Morgen keines, weil ich jeden Morgen auf die Frage wartete. Das Taschentuch war der Beweis, dass die Mutter mich am Morgen behütet. In den späteren Stunden und Dingen des Tages war ich auf mich selbst gestellt. Die Frage HAST DU EIN TASCHENTUCH war eine indirekte Zärtlichkeit. Eine direkte wäre peinlich gewesen, so etwas gab es bei den Bauern nicht. Die Liebe hat sich als Frage verkleidet. Nur so ließ sie sich trocken sagen, im Befehlston wie die Handgriffe der Arbeit. Dass die Stimme schroff war, unterstrich sogar die Zärtlichkeit. Jeden Morgen war ich einmal ohne Taschentuch am Tor und ein zweites Mal mit einem Taschentuch. Erst dann ging ich auf die Straße, als wäre mit dem Taschentuch auch die Mutter dabei.

Und zwanzig Jahre später war ich längst für mich allein in der Stadt, Übersetzerin in einer Maschinenbaufabrik. Fünf Uhr morgens stand ich auf, halb sieben Uhr fing die Arbeit an. Morgens schallte aus dem Lautsprecher die Hymne über den Fabrihof. In der Mittagspause die Arbeiterchöre. Zwei Jahre vergingen im Trott der Alltäglichkeit, ein Tag glich dem anderen.

Im dritten Jahr war es mit der Gleichheit der Tage vorbei. Innerhalb einer Woche kam dreimal frühmorgens ein riesengroßer dickknochiger Mann mit funkelnd blauen Augen, ein Koloss vom Geheimdienst, in mein Büro.

Das erste Mal beschimpfte er mich im Stehen und ging.

Das zweite Mal zog er seine Windjacke aus, hängte sie an den Schrankschlüssel und setzte sich. Ich hatte an diesem Morgen von zu Hause Tulpen mitgebracht und arrangierte sie in der Vase. Er schaute mir zu und lobte mich für meine ungewöhnliche Menschenkenntnis. Seine Stimme war glitschig. Es war mir nicht geheuer. Ich bestritt das Lob und versicherte, dass ich mich in Tulpen auskenne, aber nicht in Menschen. Da sagte er maliziös, dass er mich besser kenne als ich die Tulpen. Dann hängte er sich die Windjacke auf den Arm und ging.

Das dritte Mal setzte er sich, und ich blieb stehen, denn er hatte seine Aktentasche auf meinen Stuhl gelegt. Ich wagte es nicht, sie auf den Boden zu stellen. Er beschimpfte mich als stockdumm, arbeitsfaul, als Flittchen, so verdorben wie eine streunende Hündin. Die Tulpen schob er knapp an den Tischrand, auf die Tischmitte legte er ein leeres Blatt Papier und einen Stift. Er brüllte: schreiben. Ich schrieb im Stehen, was er mir diktierte – meinen Namen mit Geburtsdatum

und Adresse. Dann aber, dass ich unabhängig von Nähe oder Verwandtschaft niemandem sage, dass ich ... jetzt kam das schreckliche Wort: *colaborez*, dass ich kollaboriere. Dieses Wort schrieb ich nicht mehr. Ich legte den Stift hin und ging zum Fenster, sah auf die staubige Straße hinaus. Sie war nicht asphaltiert, Schlaglöcher und bucklige Häuser. Diese ruinierte Gasse hieß auch noch
35 Strada Gloriei, Straße des Ruhms. Ich sagte: *N-am caracterul, ich hab nicht diesen Charakter*. Ich sagte es der Straße draußen. Das Wort CHARAKTER machte den Geheimdienstmann hysterisch. In seiner Niederlage warf er die Blumenvase mit den Tulpen an die Wand. Sie zerschellte, und es knirschte, als wären Zähne in der Luft. Mit der Aktentasche unterm Arm sagte er leis: *Dir wird es noch leidtun, wir ersäufen dich im Fluss*. Ich sagte wie zu mir selbst: *Wenn ich das unterschreibe,*
40 *kann ich nicht mehr mit mir leben, dann muss ich es selber tun. Besser Sie machen es*. Da stand hier die Bürotür schon offen, und er war weg.

Am nächsten Tag fing das Gezerre an. Ich sollte aus der Fabrik verschwinden. Jeden Morgen halb sieben musste ich mich beim Direktor präsentieren. Mit ihm saßen jeden Morgen der Chef der Gewerkschaft und der Parteisekretär. Wie seinerzeit die Mutter fragte: Hast du ein Taschentuch,
45 fragte jetzt der Direktor jeden Morgen: *Hast du eine andere Arbeit gefunden*. Ich antwortete jedes Mal dasselbe: *Ich suche keine, mir gefällt es hier in der Fabrik, ich möchte bis zur Rente bleiben*.

Eines Morgens kam ich zur Arbeit, und meine Wörterbücher lagen im Gang auf dem Boden neben der Bürotür. Ich öffnete, an meinem Schreibtisch saß ein Ingenieur. Er sagte: *Hier klopft man an, wenn man hereinkommt. Hier sitze ich, du hast hier nichts zu suchen*. Nach Hause gehen
50 konnte ich nicht, sonst hätte man einen Vorwand gehabt, mich wegen unentschuldigtem Fehlen entlassen zu können. Ich hatte kein Büro, musste jetzt erst recht jeden Tag normal zur Arbeit kommen, durfte auf keinen Fall fehlen.

Meine Freundin, der ich jeden Tag auf dem Heimweg durch die elendige Strada Gloriei alles erzählte, machte mir die erste Zeit eine Ecke an ihrem Schreibtisch frei. Doch eines Morgens stand
55 sie vor der Bürotür und sagte: *Ich darf dich nicht hereinlassen. Alle sagen, du bist ein Spitzel*. Die Schikanen wurden nach unten gereicht, das Gerücht unter den Kollegen in Umlauf gesetzt. Das war das Schlimmste. Gegen Angriffe kann man sich wehren, gegen Verleumdung ist man machtlos. Ich rechnete jeden Tag mit allem, auch mit dem Tod. Aber mit dieser Perfidie wurde ich nicht fertig. Keine Rechnung machte sie erträglich. Verleumdung stopft einen aus mit Dreck, man erstickt, weil man sich nicht wehren kann. In der Meinung der Kollegen war ich genau das, was ich
60 verweigert hatte. Wenn ich sie bespitzelt hätte, hätten sie mir ahnungslos vertraut. Im Grunde bestraften sie mich, weil ich sie schonte.

Da ich jetzt erst recht nicht fehlen durfte, aber kein Büro hatte, stand ich unschlüssig im Treppenhaus. Ich ging die Treppen ein paarmal auf und ab – plötzlich war ich wieder das Kind
65 meiner Mutter, denn ICH HATTE EIN TASCHENTUCH. Ich legte es zwischen der ersten und zweiten Etage auf eine Treppenstufe, strich es glatt, dass es ordentlich liegt, und setzte mich drauf. Meine dicken Wörterbücher legte ich aufs Knie und übersetzte die Beschreibungen von hydraulischen Maschinen. Ich war ein Treppenwitz und mein Büro ein Taschentuch. Meine Freundin setzte sich in den Mittagspausen auf die Treppe zu mir. Aus dem Hoflautsprecher sangen wie immer
70 die Arbeiterchöre vom Glück des Volkes. Sie saß und weinte um mich. Ich nicht: Ich musste hart bleiben. Noch lange. Ein paar ewige Wochen, bis ich entlassen wurde.

In der Zeit, als ich ein Treppenwitz war, habe ich im Lexikon nachgeblättert, was es mit dem Wort TREPPE auf sich hat: Die erste Stufe der Treppe heißt ANTRITT, die letzte Stufe AUS-
75 TRITT. Die waagerechten Stufen zum Drauftreten sind seitlich in die TREPPENWANGEN eingepasst. Und die Freiräume zwischen den einzelnen Stufen heißen sogar TREPPENAUGEN. Von den Bauteilen der hydraulischen, ölverschmierten Maschinen kannte ich die schönen Wörter: SCHWALBENSCHWANZ, SCHWANENHALS, der Halt der Schrauben hieß SCHRAUBENMUTTER. Und genauso verblüfften mich die poetischen Namen der Treppenteile, die Schönheit der technischen Sprache, TREPPENWANGEN, TREPPENAUGEN – also hat die Treppe ein
80 Gesicht. Ob aus Holz oder Stein, Beton oder Eisen – wieso bauen die Menschen selbst in die sperrigsten Dinge der Welt ihr eigenes Antlitz hinein, geben totem Material die Namen vom eigenen Fleisch, personifizieren es zu Körperteilen? Wird den Spezialisten der Technik die schroffe Arbeit erst erträglich durch versteckte Zärtlichkeit? Läuft jede Arbeit, in jedem Beruf, nach demselben Prinzip wie die Frage meiner Mutter nach dem Taschentuch?

85 Es gab zu Hause in meiner Kindheit eine Taschentuchschublade. Darin lagen in zwei Reihen hintereinander je drei Stapel:

Links die Männertaschentücher für den Vater und Großvater.

Rechts die Frauentaschentücher für die Mutter und Großmutter.

In der Mitte die Kindertaschentücher für mich.

90 Die Schublade war unser Familienbild im Taschentuchformat. Die Männertaschentücher waren die größten, hatten dunkle Randstreifen in Braun, Grau oder Bordeaux. Die Frauentaschentücher waren kleiner, ihre Ränder hellblau, rot oder grün. Die Kindertaschentücher waren die kleinsten, ohne Rand, aber im weißen Viereck mit Blumen oder Tieren bemalt. Von allen drei Taschentuchsorten gab es Werktagstaschentücher in der vorderen Reihe und Sonntagstaschentücher in der hinteren Reihe. Sonntags musste das Taschentuch, auch wenn man es nicht sah, zur
95 Farbe der Kleider passen.

Kein anderer Gegenstand im Haus, nicht einmal wir selber waren uns jemals so wichtig wie das Taschentuch. Es war universell nutzbar für: Schnupfen, Nasenbluten, verletzte Hand, Ellbogen oder Knie, Weinen oder Draufbeißen und das Weinen unterdrücken. Ein nasses, kaltes Taschentuch auf der Stirn war gegen Kopfweg. Mit vier Knoten an den Ecken war es eine Kopfbedeckung
100 gegen Sonnenbrand oder Regen. Wenn man sich etwas merken wollte, machte man sich einen Knoten als Gedächtnisstütze ins Taschentuch. Zum Tragen schwerer Taschen wickelte man es um die Hand. Flatternd wurde es ein Abschiedswinken, wenn der Zug aus dem Bahnhof fuhr. Wenn im Dorf einer zu Hause starb, band man ihm sofort ums Kinn herum ein Taschentuch, damit der
105 Mund geschlossen bleibt, wenn die Leichenstarre fertig ist. Wenn am Wegrand in der Stadt einer umfiel, fand sich immer ein Passant, der dem Toten das Gesicht zudeckte mit seinem Taschentuch – so war das Taschentuch seine erste Totenruhe.

Später, als ich mit Oskar Pastior Gespräche führte, um über seine Deportation ins sowjetische Arbeitslager zu schreiben, erzählte er, dass er von einer alten russischen Mutter ein Taschentuch aus weißem Batist bekommen hat. Vielleicht habt ihr Glück, du und mein Sohn, und dürft
110 bald nach Hause, sagte die Russin. Ihr Sohn war so alt wie Oskar Pastior und von zu Hause so weit weg wie er, in der anderen Richtung, sagte sie, in einem Strafbataillon. Als halbverhungelter Bettler hat Oskar Pastior an ihre Tür geklopft, wollte einen Brocken Kohle für ein bisschen Essen tauschen. Sie ließ ihn ins Haus, gab ihm heiße Suppe. Und als seine Nase in den Teller tropfte – das
115 weiße Taschentuch aus Batist, das noch nie jemand benutzt hatte. Mit einem Ajour-Rand, akkurat genähten Stäbchen und Rosetten aus Seidenzwirn war das Taschentuch eine Schönheit, die den Bettler umarmte und verletzte. Eine Mixtur, einerseits Trost aus Batist, andererseits ein Messband mit Seidenstäbchen, den weißen Strichlein auf der Skala seiner Verwahrlosung. Oskar Pastior selbst war eine Mixtur für diese Frau: weltfremder Bettler im Haus und verlorenes Kind in der
120 Welt. In diesen zwei Personen war er beglückt und überfordert von der Geste einer Frau, die für ihn auch zwei Personen war: fremde Russin und besorgte Mutter mit der Frage: HAST DU EIN TASCHENTUCH.

Ich habe, seitdem ich diese Geschichte kenne, auch eine Frage: Ist HAST DU EIN TASCHENTUCH überall gültig und im Schneeglanz zwischen Frieren und Tauen über die halbe
125 Welt gespannt. Geht sie zwischen Bergen und Steppen über alle Grenzen, bis hinein in ein riesiges mit Straf- und Arbeitslagern übersätes Imperium. Ist die Frage HAST DU EIN TASCHENTUCH nicht einmal mit Hammer und Sichel, nicht einmal im Stalinismus der Umerziehung durch die vielen Lager totzukriegen?

Nach dem Gespräch über das weiße Taschentuch klebte ich Oskar Pastior die halbe Nacht
130 eine Collage auf eine weiße Karte:

Hier tanzen Punkte sagte Bea

kommst in ein langbeiniges Glas Milch

Wäsche in Weiß graugrüne Zinkwanne

bei Nachnahme entsprechen sich

135 *fast alle Materialien*

schau her

ich bin die Zugfahrt und

die Kirsche in der Seifenschale

*sprich nie mit fremden Männern und
über die Zentrale.*

140

Als ich die Woche darauf zu ihm kam, ihm die Collage schenken wollte, sagte er: *Da musst du noch draufkleben FÜR OSKAR.* Ich sagte: *Was ich dir gebe, das gehört dir. Du weißt es doch.* Er sagte: *Du musst es draufkleben, die Karte weiß es vielleicht nicht.* Ich nahm sie wieder mit nach Hause und klebte drauf: für Oskar. Und schenkte sie ihm die nächste Woche wieder, als wäre ich
145 das erste Mal vom Tor ohne Taschentuch zurückgegangen und jetzt zum zweiten Mal am Tor mit einem Taschentuch.

Mit einem Taschentuch endet auch eine andere Geschichte:

Der Sohn meiner Großeltern hieß Matz. In den dreißiger Jahren wurde er zur Kaufmannslehre nach Temeswar geschickt, um den Getreidehandel und Kolonialwarenladen der Familie zu
150 übernehmen. An der Schule unterrichteten Lehrer aus dem Deutschen Reich, richtige Nazis. Der Matz war nach der Lehre vielleicht nebenbei auch zum Kaufmann, aber hauptsächlich zum Nazi ausgebildet – Gehirnwäsche nach Plan. Der Matz war nach der Lehre ein glühender Nazi, ein Ausgewechselter. Mein Großvater hat ihn mehrmals zurechtgewiesen: Er habe sein ganzes Vermögen nur durch Kredite von jüdischen Geschäftsfreunden. Und als das nichts half, hat er ihn mehrmals
155 geohrfeigt. Doch sein Verstand war getilgt. Er spielte den Dorfideologen, drangsalierte Gleichaltrige, die sich vor der Front drückten. Er meldete sich freiwillig zur SS, wollte an die Front. Ein paar Monate später kam er nach Hause, um zu heiraten.

Meine Großmutter hatte zwei Fotos von ihrem Sohn Matz ganz hinten in einer Schublade, ein Hochzeitsfoto und ein Todesfoto. Auf dem Hochzeitsfoto steht eine Braut in Weiß, eine Hand
160 größer als er, dünn und ernst, eine Gipsmadonna. Neben ihr der Matz in der Naziuniform. Statt ein Bräutigam zu sein, ist er ein Soldat. Ein Heiratssoldat und sein eigener letzter Heimatsoldat. Kaum zurück an der Front, kam das Todesfoto. Darauf ist ein allerletzter, von einer Mine zerfetzter Soldat. Das Todesfoto ist handgroß, ein schwarzer Acker, mittendrauf ein weißes Tuch mit einem grauen Häuflein Mensch. Im Schwarzen liegt das weiße Tuch so klein wie ein Kindertaschentuch,
165 dessen weißes Viereck in der Mitte mit einer bizarren Zeichnung bemalt ist. Für meine Großmutter hatte auch dieses Foto seine Mixtur: Auf dem weißen Taschentuch war ein toter Nazi, in ihrem Gedächtnis ein lebender Sohn.

Mein Großvater war im Ersten Weltkrieg Soldat. Er wusste, wovon er spricht, wenn er in Bezug auf seinen Sohn Matz oft und verbittert sagte: *Ja, wenn die Fahnen flattern, rutscht der Ver-*
170 *stand in die Trompete.* Diese Warnung passte auch auf die folgende Diktatur, in der ich selber lebte. Täglich sah man den Verstand der kleinen und großen Profiteure in die Trompete rutschen. Ich beschloss, die Trompete nicht zu blasen.

Aber als Kind musste ich gegen meinen Willen Akkordeon spielen lernen. Denn im Haus stand das rote Akkordeon des toten Soldaten Matz. Die Riemen des Akkordeons waren viel zu
175 lang für mich. Damit sie nicht von der Schulter rutschen, band der Akkordeonlehrer sie mir auf den Rücken mit einem Taschentuch zusammen.

Kann man sagen, dass gerade die kleinsten Gegenstände, und seien es Trompete, Akkordeon oder Taschentuch, das Disparateste im Leben zusammenbinden. Dass die Gegenstände kreisen und in ihren Abweichungen etwas haben, das den Wiederholungen gehorcht – dem Teufelskreis. Man
180 kann es glauben, aber nicht sagen. Aber was man nicht sagen kann, kann man schreiben. Weil das Schreiben ein stummes Tun ist, eine Arbeit vom Kopf in die Hand. Der Mund wird übergangen. Ich habe in der Diktatur viel geredet, meistens weil ich mich entschlossen hatte, die Trompete nicht zu blasen: Meistens hat das Reden unerträgliche Folgen gehabt. Aber das Schreiben hat im Schweigen begonnen, dort auf der Fabrikterasse, wo ich mit mir selbst mehr ausmachen musste, als
185 man sagen konnte. Das Geschehen war im Reden nicht mehr zu artikulieren. Höchstens die äußeren Hinzufügungen, aber nicht deren Ausmaß. Dieses konnte ich nur noch stumm im Kopf buchstabieren, im Teufelskreis der Wörter beim Schreiben. Ich reagierte auf die Todesangst mit Lebenshunger. Der war ein Worthunger. Nur der Wortwirbel konnte meinen Zustand fassen. Er buchstabierte, was sich mit dem Mund nicht sagen ließ. Ich lief dem Gelebten im Teufelskreis der
190 Wörter hinterher, bis etwas so auftauchte, wie ich es vorher nicht kannte.

Parallel zur Wirklichkeit trat die Pantomime der Wörter in Aktion. Sie respektiert keine realen Dimensionen, schrumpft die Hauptsachen und dehnt die Nebensachen. Der Teufelskreis der

Wörter bringt dem Gelebten Hals über Kopf eine Art verwunschene Logik bei. Die Pantomime ist rabi-
195 aus dabei, weil Selbstverständlichkeit nie mehr wiederkehrt, wenn sie einem fast komplett geraubt
worden ist. Das Thema ist implizit da, aber in Besitz nehmen mich die Wörter. Sie locken das
Thema hin, wo sie wollen. Nichts mehr stimmt, und alles ist wahr.

Damals in der Fabrik, als ich ein Treppenwitz und das Taschentuch mein Büro war, habe ich
im Lexikon auch das schöne Wort TREPPENZINS gefunden. Es bedeutet in Stufen ansteigende
200 Zinssätze einer Anleihe. Die ansteigenden Zinssätze sind für den Einen Kosten, für den Anderen
Einnahmen. Beim Schreiben werden sie beides. Je mehr das Geschriebene mich ausraubt, desto
mehr zeigt es dem Gelebten, was es im Erleben nicht gab. Nur die Wörter entdecken es, weil sie es
vorher nicht wussten. Wo sie das Gelebte überraschen, spiegeln sie es am besten. Sie werden so
zwingend, dass sich das Gelebte an sie klammern muss, damit es nicht zerfällt.

205 Mir scheint, die Gegenstände kennen ihr Material nicht, die Gesten kennen nicht ihre Gefüh-
le und die Wörter nicht den Mund, der spricht. Aber um uns der eigenen Existenz zu versichern,
brauchen wir die Gegenstände, die Gesten und die Wörter. Je mehr Wörter wir uns nehmen dürfen,
desto freier sind wir doch. Wenn uns der Mund verboten wird, suchen wir uns durch Gesten, sogar
durch Gegenstände zu behaupten. Sie sind schwerer zu deuten, bleiben eine Zeitlang unverdächtig.
210 So können sie uns helfen, die Erniedrigung in eine Würde umzukrempeln, die eine Zeitlang unver-
dächtig bleibt.

Kurz vor meiner Emigration aus Rumänien wurde meine Mutter frühmorgens vom Dorfpoli-
zisten abgeholt. Sie war schon am Tor, als ihr einfiel, HAST DU EIN TASCHENTUCH. Sie hatte
keines. Obwohl der Polizist ungeduldig war, ging sie noch mal ins Haus zurück und nahm sich ein
215 Taschentuch. Auf der Wache tobte der Polizist. Das Rumänisch meiner Mutter reichte nicht, um
sein Geschrei zu verstehen. Dann verließ er das Büro und schloss die Tür von außen ab. Den gan-
zen Tag saß meine Mutter eingesperrt da. Die ersten Stunden saß sie an seinem Tisch und weinte.
Dann ging sie auf und ab und begann mit dem tränennassen Taschentuch den Staub von den Mö-
beln zu wischen. Dann nahm sie den Wassereimer aus der Ecke und das Handtuch vom Nagel an
220 der Wand und wischte den Boden. Ich war entsetzt, als sie mir das erzählte. *Wie kannst Du dem
das Büro putzen*, fragte ich. Sie sagte, ohne sich zu genieren, *ich habe mir Arbeit gesucht, dass die
Zeit vergeht. Und das Büro war so dreckig. Gut, dass ich mir eins von den großen Männertaschen-
tüchern mitgenommen hatte.*

Erst jetzt verstand ich, durch zusätzliche, aber freiwillige Erniedrigung verschaffte sie sich
225 Würde in diesem Arrest. In einer Collage habe ich Wörter dafür gesucht:

*Ich dachte an die stramme Rose im Herzen
an die nutzlose Seele wie ein Sieb
der Inhaber fragte aber:
wer gewinnt die Oberhand
230 ich sagte: die Rettung der Haut
er schrie: die Haut ist
nur ein Fleck beleidigter Batist
ohne Verstand*

Ich wünsche mir, ich könnte einen Satz sagen, für alle, denen man in Diktaturen alle Tage,
235 bis heute, die Würde nimmt – und sei es ein Satz mit dem Wort Taschentuch. Und sei es die Frage:
HABT IHR EIN TASCHENTUCH?

Kann es sein, dass die Frage nach dem Taschentuch seit jeher gar nicht das Taschentuch
meint, sondern die akute Einsamkeit des Menschen.

Quelle: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 285, 8. Dezember 2009, S. 31, 33.